

Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]

Autor(en): **Laedrach, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 14

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

12

Zwei Tage später brachte der Weibel die erwartete Beladung ins Schloß.

Hans Glückiger gab dem Vogt die Heimkehr und den Tod seiner Frau ohne weiteres zu; er gab zu, sie beherbergt und begraben zu haben.

„Ihr kennt die Täufermandate und wißt, daß es bei zweihundert Pfund* Buße verboten ist, einem Täufer Unterschlupf zu gewähren.“

„Ich weiß“, sagte er, „aber hätte ich sie fortjagen sollen, nachdem die Herren in Bern sie zu Tode gequält?“ brach er jetzt endlich aus, „ich wäre schlechter als ein Hund.“

Der Herr Stürler schwieg.

Nach einer Weile sagte er: „Ihr wißt, daß ich darüber einen Bericht nach Bern machen muß.“

„Macht mit mir, was ihr wollt, unglücklicher kann ich nicht werden als ich schon bin.“

In dumpfem Druck verließ er das Schloß.

Wäre es nicht das Beste, alle Männer zusammenzurufen, im Schloß einzudringen und den Vogt zu töten und nach Bern zu ziehen und die ganze Stadt anzuzünden?

Ein Unrecht wäre es, wenn dort noch ein Stein auf dem andern bliebe! Er traf seinen Nachbarn beim Pflügen auf der Egg.

„Warst im Schloß?“ fragte der verwundert.

„Ja“, keuchte Glückiger, „die Frau haben sie mir getötet, jetzt werde ich dran kommen. Es wäre Zeit, daß man vor Bern zöge und die Stadt an den Himmel hängte.“

„Du dauerst mich, aber ich hilf nicht.“

„Glaubst du denn, es sei recht, daß sie mir die Frau umgebracht haben?“, grollte Glückiger.

„Nein, das meine ich gar nicht, aber vielleicht wäre es besser gewesen, wenn du sie rechtzeitig von der Täuferei in die Kirche zurückgebracht hättest. Es wäre dir viel erspart geblieben, und ihr auch!“

„So, hätte ich sie quälen sollen?“

„Du weißt, daß es in der Schrift heißt: Das Weib sei untertan ihrem Mann, und wenn die Täufer doch immer die Schrift zur Hand haben, warum hat denn der Lehrer Bedi deiner Frau nicht einmal gesagt, sie solle sich nach dir richten?“

Eine Quälerei wäre nicht daraus geworden, aber euch beiden wäre jetzt wöhlter.“

„Du hast gut reden“, sagte Glückiger. Nachdenklich schaute er auf den gepflegten Acker, auf dem die Stare ihr Futter suchten.

* Wenigstens 1500 Franken.

„Hast du es in deiner Gewalt, die Vögel hier fressen zu lassen?“, fragte er plötzlich.

„Nein“, lachte der Nachbar, „warum?“

„Schau, so wenig konnte ich meiner Frau befehlen, wo sie hingehen sollte. Du hast auch nichts tun können als dein Bruder zu den Täufers ging, und wer befiehlt übrigens bei dir daheim?“

Da wußte der Bauer von Schaufelbühl nichts mehr einzuwenden.

„Es wird schon so sein, daß ein Höherer alle diese Wege leitet, von denen wir nichts verstehen“, schloß Glückiger, etwas ruhiger geworden; dann ging er seinem Hause zu.

Es war ihm zu Mute wie einem, dem gedroht ist, das Haus werde ihm angezündet. Er weiß, daß ein Feind da ist, aber er weiß nicht, wann der zugreift. Und wie einer, der unter einer solchen Drohung lebt, in keiner Nacht schlafen kann, so konnte auch Hans Glückiger kein Auge zutun.

Täglich konnte der Weibel erscheinen und ihn wieder ins Schloß befehlen. Wie er hinein kam, das wußte er; aber wie er wieder herauskam und zu welcher Stunde, das wußte er nicht.

Entweder wurde er lange Zeit eingesperrt, und derweil wurde das Grab seiner Frau geleert, oder er wurde gebüßt, daß er als Bettler herauskam und nicht mehr im Kleegarten bleiben konnte.

Das Gewitter hatte sich über seinem Hause entladen, als seine Frau nach Bern geführt wurde, und seither grollte es unheimlich und unaufhörlich und konnte wohl nicht zur Ruhe kommen, bis auch er, bis seine ganze Familie vernichtet war.

Es schien ihm, er klee hoch oben am schmalen Grasband einer Felswand, die unter ihm abbröckle und ihn endlich in die schauerliche Tiefe fallen lasse, und klein sei die Aussicht, durch die zerklüftete Wand völlig hinaufzukommen bis zu den hohen und festen Tannen, die weit, weit oben sicher standen und allen Stürmen Trotz boten.

* * *

Derweil aber der arme Bauer derart zwischen Hangen und Bangen schwebte, verbrachte auch der Landvogt Stürler nicht weniger unruhige Stunden.

Er kannte die Instruktionen von Bern genau und wußte, was er zu tun hatte, nämlich eine Buße auszusprechen, die den Mann zum Landstreicher machte, dazu das Grab seiner Frau aufzubrechen und die armen Ueberreste der Täuferin herauszureißen und im Täuferloch verscharren zu lassen.

Über sein menschliches Herz empörte sich über diese Grausamkeit. War sie nötig?

Würde deswegen auch nur ein einziger Mensch weniger dem Staate untreu werden und der unglückseligen Setze der Wiedertäufer anhängen? Würden nicht gerade durch diese harten und sinnlosen Strafen immer neue Bauern der Regierung entfremdet, daß es bald gefährlich würde, bernischer Amtmann im Emmental zu sein, daß neue Schwierigkeiten ausbrechen konnten wie vor Jahren im Bauernkrieg?

Und wie stand schließlich das Patriziat, zu dem er sich sonst stolz gezählt, vor den Richter Augen des Ewigen?

Ihn schauderte, daran zu denken. Wie aber den richtigen Ausweg finden? Der Schultheiß Willading rückte keine Hand breit ab von den gegebenen Instruktionen, und unter seiner Leitung war nicht daran zu denken, daß im Rat eine mildere Gesinnung aufkomme.

Da müßte vorher ein Wunder geschehen, oder es müßten überzeugende Gegen Gründe gefunden werden, um ihn von der Unrichtigkeit des eingeschlagenen Weges zu überzeugen.

Wenn man sie fände? Gäbe es sie überhaupt?

Der Herr Stürler hatte in seiner Lebenszeit schon manches gelernt. Er wußte, des Menschen Erkenntnis ist gering, aber ungeheuer groß sind die Tiefen, die sein schwacher Verstand nicht erhellet. Dies nur einzusehen, macht allein schon den Weisen aus.

Angestrengt dachte der Landvogt darüber nach, ob es ihm gelingen möchte, aus der unbekanntem Tiefe eine der unsichtbaren, von ihm nur geahnten Möglichkeiten, einen überzeugenden Gegen Grund herauszuziehen.

Er besprach sich nach einem schweigsam zugebrachten Mittagessen mit seiner Frau Beate.

„Du hast recht“, sagte sie, „tu das Möglichste, die Leute zu retten! Aber mit religiösen Gründen und mit Menschlichkeit wirst du beim Schultheißen nichts ausrichten, er kennt nur den Staat. Dazu kommt noch, daß er ein ungeheuer großes Vermögen hat; und wer soviel Geld hat, dessen Seele haftet am Gold wie die Prägung auf den Goldstücken, nur hat sie den Glanz verloren.“

Du mußt ihm also zeigen, daß es für den Staat doch ein schlechtes Geschäft ist, die Täufer zu vertreiben, vielleicht, weil der Anbau des Getreides zurückgeht, oder . . .“

„Halt“, unterbrach er, „du bringst mich auf einen ausgezeichneten Gedanken!“

Mit dem Getreide geht es freilich nicht, wohl aber mit dem Verlust an den Hypotheken. Wenn jetzt zuviele Täufer miteinander vertrieben werden, dann gibt es nicht genug Käufer für die frei werdenden Höfe. Dies entwertet sie, und nicht nur der Täufer verliert sein Geld, das er im Hofe hatte, sondern auch der Besitzer der Hypothek, die darauf liegt, und das sind vor allem unsere Leute aus Bern.

Gerade kürzlich ging es so mit einem Hofe in Langnau. Der galt einmal 15 000 Pfund. Der Herr Rats Herr Frisching forderte darauf 5000 Pfund, der Herr Amtmann Mutach 5000 Pfund, der Herr Alexander von Wattenwil 3000 Pfund und der Herr Spitalschreiber Jenner 1000 Pfund. Der neue Käufer zahlte aber nur noch 13 000 Pfund.

Der Täuferlehrer Roffenegger, der im Lande herumzog, statt zu Haus und Heim zu sehen, verliert sein Geld, aber auch der Spitalschreiber sah seine 1000 Pfund nicht mehr, sie gingen alle die Emme hinab!

Beim Aeegarten würde es vielleicht nicht so schlimm gehen, aber an manchem andern Ort; die Häuser, und besonders die Häuser der Täufer, sind alle schwer verschuldet, es würde es niemand glauben!

Jetzt werde ich dem Herrn Schultheißen vortragen, daß einige der Delinquenten vorderhand etwas geschont werden

sollten. Wer zum Beispiel seiner täuferischen Frau Unterschluß gab oder seinen täuferischen Eltern, den könnte man zur Entlastung des Liegenschaftsmarktes zum erstenmal nur verwarnen und erst beim Rückfall fester anpacken.“

„Ausgezeichnet, aber vergiß nicht, beizufügen, bis dahin sei der Markt um die Grundstücke wieder fester geworden, er geht dir um so eher in die Falle!“

„Ein böses Maul hast du noch“, lachte der Landvogt vernügte, „ich glaube, so möge es gut kommen.“

Heiterer geworden, schritt er nach der Landschreiberei im Ostflügel, um seinen Bericht nach Bern abgeben zu lassen.

* * *

„Meine verehrten Herren Komittierte“, eröffnete der Präsident von Dießbach die Sitzung der Täuferkammer, „es liegen heute eine ganze Menge von Geschäften vor, zumeist aus dem Emmental.“

Daß sie von ganz besonderer Wichtigkeit sind, erhellet daraus, daß unser füngeliebtes Ehrenhaupt, Herr Schultheiß Willading, sich Zeit genommen hat, den Verhandlungen selber beizuwohnen, denn der wohllede Amtmann Stürler von Brandis hat einen Punkt zur Diskussion gestellt, der bis heute noch nie besprochen worden.

Es handelt sich darum, ob bei dem heutigen Stand der Dinge solchen Untertanen, die ihre nächsten Familienangehörigen beherbergen, nicht erstmals die Buße erlassen werden könnte, damit nicht noch mehr Heimwesen zum Verkaufe kämen, als Käufer vorhanden sind, wodurch sie unnötigerweise die Preise drücken.

Ihr wisset, daß die Buße von 200 Pfund so hoch ist, daß sie mit den andern Strafen, in die diese Leute meistens verfallen, bewirken mag, daß der Delinquent Haus und Hof verfallen muß, wodurch des öfteren Hypothekarforderungen von Stadtbürgern verloren gehen. Ich erteile das Wort zur Meinungsäußerung vorerst unserem fürsichtigen Herrn Schultheißen.“

„Nachsicht gegen das täuferische Ungeziefer“, begann dieser, „ist keineswegs am Plage. Warum sollen wir Leute schonen, die sich weigern, für das Land eine Waffe zu tragen?“

In Anbetracht der besonderen Umstände aber könnte man in einigen Fällen ein Auge zutun, denn es ist wirklich so, wie unser Amtmann von Brandis mitteilt. Ich gehörte auch schon zu den Leidtragenden bei einer Zwangsverwertung.

Ich würde aber gerne hören, was die Herren Komittierten für eine Meinung haben.“

Der Dekan Bachmann ergriff das Wort. „Verehrte Herren Assessoren, Ihr wißt, daß die bernische Kirche schon lange zur Milde rät, und daß ich deswegen erfreut bin, wenn alle unnötigen, schädlichen Härten vermieden werden.“

Ich habe die Akten der vorliegenden Fälle durchgesehen und empfehle Euch deshalb, allemal, wenn ein Ehemann seine täuferische Frau, eine Ehefrau ihren täuferischen Mann, Eltern ihre täuferischen Kinder oder Kinder ihre täuferischen Eltern beherbergt haben, die Bußen zu erlassen und erst bei Rückfälligkeit die ganze Strenge des Mandats wirken zu lassen.

Gleich sollte verfahren werden, wenn es sich um Bruder und Schwester handelt, die einander Obdach und Unterschluß gewähren.“

„Der Dekan will ordentlich weit gehen“, fand einer der Komittierten, „wird auf diese Weise nicht fast alles straffrei?“

„Nein“, erklärte der Präsident, „es betrifft trotzdem nur wenige Fälle, nehmen wir sie gleich vor.“

Er wühlte in seinen Papieren und zog einen großen Bogen hervor. „Da ist vor allem der Fall Bärtschi von Signau.“

Peter Bärtschi hat seine täuferische Schwester, die aus dem Elsaß zurückkam, eine Zeitlang, etwa acht Tage, beherbergt, sie war krank und starb.

Hier wäre vielleicht Milde am Platze.“

„Gewiß, sagte der Dekan, „wenn einer seinem christlichen Mitleid folgt und die im Todeskampf liegende Schwester nicht hinaus wirft, sollte man ihn dafür nicht strafen. Dies geschah überdies im letzten kalten Januar, der Mann hat ein Anrecht auf unser Entgegenkommen. Sein Haus, ganz hinten im Oberthal, würde wohl schwerlich einen Käufer finden, der viel dafür bezahlte.“

„Einverstanden“, nickte der Schultheiß. „Der Vogt von Signau gibt eine scharfe Warnung, daß er sich in Zukunft nicht mehr derartig verhalte, sonst ziehe er sich die höchste Unnade der Obrigkeit zu.“

Für diesmal mag er mit zweimal vierundzwanzig Stunden Turm davonkommen.“

„Aehnlich ist's mit dem Wälti Gerber von Landiswyl, der seinen Vater aufnahm, der aus dem Leberberge zurückkam. Der beruft sich, er habe eine Kindespflicht erfüllt.“

Auch hier setzte sich der Dekan für den Angeklagten ein, und die Kammer stimmte ihm zu. Die Buße wurde geschenkt, dafür gab es achtundvierzig Stunden im Turm.

Der Präsident nahm ein weiteres Blatt aus dem Stoß seiner raschelnden Papiere.

„Hier ist noch ein besonderer Fall. Als es auf der Aspiegg bei Biglen brannte, kam aus dem brennenden Haus heraus ein schon lange gesuchter Täufer, der von seinem Vater hier versteckt gehalten war.“

Soll man hier auch Nachsicht walten lassen?“

Der Schultheiß Willading runzelte die Stirne. „Mir scheint, das sei doch ganz etwas anderes.“

Wie heißt es doch in den zehn Geboten, was müssen die Kinder in der Kirche lernen?“

„Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott gibt.“

„Ganz recht, gerade das meinte ich. Also mag man nachsichtig sein gegen den Gerber von Landiswyl; im Turm von Signau mag er immerhin bedenken, daß der Gehorsam gegen die Obrigkeit demjenigen gegen die Eltern vorangehe.“

Aber ich habe noch niemals gehört“, fuhr er mit erregter Stimme fort, „daß es heißt, seid gehorsam euren Kindern, im Gegenteil . . .“

„Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn“, warf der Pfarrer Gryph rasch ein mit einem spöttischen Blick auf den Dekan, wie um ihm zu sagen: Der Vogel ist dir entwischt!

„Die Herren Prädikanten sind in der Schrift besser zu Hause als ich“, gestand der Schultheiß. „Ich beantrage, hier nach dem Mandant zu verfahren.“

Der Antrag war Befehl für die Kammer.

„Ein weiterer Fall ist der aus dem Kleearten im Oberamt Brandis, wo ist doch das Papier?“

„Da liegt es gerade obenauf“, sagte der Schreiber.

„Ja“, fuhr der Präsident weiter, „Hans Flückiger hat seine Frau beherbergt, die geheimnisvoll aus der Insel entkommen ist. Wie sie zur Stadt herauskam, bleibt immer noch ein Rätsel. Sie soll im Marzili gesehen worden sein, aber wie sie über die Mure kam, ist ganz unbegreiflich.“

Kein Torwächter und kein Brückenwächter hat etwas von ihr gesehen, und kein Fährmann will etwas wissen; die Täufer müssen noch geheime Helfer haben, die man endlich finden sollte.

Als man endlich vernahm, daß sie daheim war, hatte sie ihr Mann schon begraben, natürlich nicht im Täuferloch, sondern neben dem Hausgarten.“

„Wenn man keine Ungerechtigkeit begehen will, so muß man ihn gleich behandeln wie den Bärtschi, der seine Schwester beherbergte“, sagte der Dekan und schaute hinüber zum Schulttheiß.

Dessen graue Augen blieben unbeweglich, daraus schloß der Präsident auf seine Zustimmung.

„Also auch hier scharfe Ermahnung und zweimal vierundzwanzig Stunden, Ihr hab's notiert, Herr Kammereschreiber.“

„Der Herr Landvoogt soll ihn vernahmen und zweimal vierundzwanzig Stunden türmen“, wiederholte der Schreiber mechanisch.

Dann kam ein ähnlicher Fall von der Schwarzenegg.

„Herr Präsident“, rief Pfarrer Gryph, „noch eine Frage: Ist dieser Flückiger nicht der gleiche, der überwiesen ist, dem ganz gefährlichen und verkommenen Täuferlehrer Zedi Unterschlupf gewährt zu haben? Wenn er im ersten Fall auch Rücksichten verdiente, so gehörte ihm doch für den zweiten eine ganz exemplarische Strafe.“

Der Herr von Dießbach besann sich und blätterte in dem Bericht des Landvoogts von Brandis.

„Es stimmt, Herr Präsident“, erklärte der Kammereschreiber, „es ist hier angemerkt“; er wies mit der Gänsefeder auf eine Stelle des Schreibens.

„In diesem Falle kommen wir darauf zurück“, sagte der Präsident. Der Schultheiß nickte. „Wir brauchen nichts zu ändern, das erste bleibt gleich, nur für das zweite kommt jetzt die Buße. Der Mann verdient eben beides; für das unerlaubte Begraben überdies noch weitere drei Tage Gefängnis.“

• • •

Nach schweren Stürmen ein lichter Abend. Das Täufer Schiff fährt nicht nach Vorschrift, und der Schultheiß sieht die Grenzen seiner Macht.

Das Täufer Schiff schwamm die Mure hinab; aber das Wetter zeigte sich unfreundlich. Statt daß die Armen, die seit Wochen, Monaten oder gar seit Jahren in finstern Türmen oder kalten Stuben saßen, von warmem Sonnenschein begrüßt wurden, rieselte ein kalter Regenschauer auf sie nieder und durchnähte ihre dünnen Kleider und raubte ihnen die letzte Wärme, die in ihren ausgehungerten Leibern dahinserbte.

Enge saßen sie zusammen und schauten mit ihren tief liegenden Augen, wie die waldigen Ufer an ihnen vorbeizogen; doch war das Schiff noch nicht weit gekommen, so schlossen viele die Augen, denn das ungewohnte Schaukeln tat ihnen nicht gut.

„Ist dir übel?“, fragte Luzia Wymann die Barbara Grumbacher, die neben ihr saß, „vorher warst du ganz gelb, jetzt bist du weiß!“

Die Gefragte antwortete nicht, sie rutschte aber von ihrem Sitz hinunter auf den Schiffsboden, auf dem ständig ein wenig Wasser herumfloß, das von Zeit zu Zeit von einem Soldaten ausgeschöpft wurde.

Der Hauptmann Stettler kam her und schaute sich die Elende an.

„Bring ein Glas Branntwein“, rief er dem Sergeanten.

Der brachte das Gewünschte vom Hinterschiff und versuchte, der Ohnmächtigen davon einzulösen. Sie nahm ein paar Tropfen und schrie auf.

Nachdem sie seit zwei Jahren nur Wasser und Brot erhalten hatte, brannte der ungewohnte Trunk wie Feuer. Die Sinne kehrten ihr aber wieder, und aufrecht saß sie an ihren Platz zurück, freilich hätte sie sich nicht lange halten können, wenn sie nicht rechts und links in die anderen eingekleistert gewesen wäre.

„Das Schiff fährt in die Pfalz hinab“, sagte sie zu ihrer Mitschwester, „vielleicht vernehme ich dort etwas von meinem Hans“; aber bald darauf schwanden ihr wieder die Sinne.

Die Soldaten, die nichts zu tun hatten, spielten Karten, die Auswanderer fangen, die Täufer saßen still und beteten, und Stunde um Stunde verrann.

Marberg tauchte auf und das Schiff fuhr unter der Brücke durch, deren Trauf unbarmherzig auf die Täufer herunter spie, wie um ihr Unglück noch zu vergrößern, die Dächer von Büren glänzten im Regen, endlich sah man die Türme von Solothurn; aber ohne Halt ging es weiter. Durch dichten Wald drängte sich der Strom, und wieder sah man die Türme eines Schlosses auftauchen; die Brücke von Wangen überquerte das breite Wasser.

Sicher steuerten die Schiffer zwischen den niedrigen Brückenjochen durch; die Soldaten beim Tor grüßten ins Schiff hinunter.

„Schallenwerker?“ fragte der Zolleinnehmer verwundert.

„Wiedertäufer, Lektöpfe“, rief der Sergeant zurück.

„Dann laßt das Pack lieber ersaufen und kehret bei dem Regen heim“, riet er freundlich, und als Gruß trieben ein paar Gassenbuben einige Hände voll Pferdemit in das Schiff hinunter.

Marwangen war der erste Halt. Schloß und Brücke hielten trotzig Wacht an der Mäe. Vorsichtig landete der schwere Kahn und wurde festgebunden.

„Aussteigen“, hieß es hier.

Alles stand auf und streckte die steifen Glieder; unbeholfen traten die Gefangenen über das schmale Brett ans feste Land.

„Vorwärts“, brüllte der Sergeant, „meint ihr, wegen euch wollten wir ewig hier bleiben? Seid froh, hier ins Loch zu kommen, oder hocktet ihr lieber im nassen Schiff?“

Aber sein Fluchen half nichts, die Barbara Grumbacher blieb liegen und stand nicht auf.

„Nimm sie“, befahl er einem Soldaten.

Der nahm die Bewußtlose wie einen Hund und trug sie hinaus.

Die Ketten rasselten an den Füßen der Gefangenen, die ins Schloß geführt wurden, und deren Kleider vom Regen tropften.

Beim Toreingang stand der Landvogt und besprach sich mit dem Hauptmann des Transports.

„Die Auswanderer kommen drüben in die Schenke, nicht hier ins Schloß, drüben ist eine Stube mit Stroh bereit.“

Die Täufer in die Gefängnisse, Wasser und Brot soll bereit sein, die Soldaten in die Wachtstube, die Schloßküche übernimmt sie.“

Peter Hertig schritt neben ihm vorbei und schaute ihn an und erschraf, das war ja wieder der General von Erlach.

Er senkte den Blick und schleppte seine Ketten vor dem Mann vorbei, mit dem sein Unglück geheimnisvoll verknüpft war.

Der General ließ den Zug der Unglücklichen vorüber. „War da nicht einer dabei wie der lästige Knecht vom Wilhof?“

Er hatte aber keine Zeit, genauer hinzuschauen, mochte doch dabei sein, wer wollte; wer hier dabei war, der schadete ihm nicht.

Er erwartete jeden Augenblick die Ankunft eines Boten aus Rheinfelden, der die letzten Nachrichten vom Kriege brachte, die er für ein schönes Jahrgeld nach Frankreich weiter leitete; zudem konnte auch die Freundin jederzeit eintreffen, weil die Frau Generalin mit den Kindern den strengen Winter in Bern zubrachte, wo man gegen Kälte und Erkältungskrankheiten besser geschützt war, als in der Landvogtei.

Die gute Freundin brauchte sich in jener Nacht nicht über Kälte zu beklagen in den seidenen Rissen des Generals; und in seinen heißen Umarmungen vergaß sie die Schauer der Märznacht, während einige Schritte von ihr, durch klasterdicke Mauern getrennt, Peter Hertig und seine Mitgefangenen in nassen Kleidern zitterten, daß ihre Ketten klirrten.

Am andern Morgen früh ging's weiter; die Schlösser knarrten, die Ketten rasselten, die Soldaten stießen die Schlafenden mit Fußritten auf. Die Barbara Grumbacher erhob sich auch nach dem dritten Fußtritt nicht.

„Soll ich sie liegen lassen?“, fragte der rohe Schlich.

„Lebt sie noch?“, wollte der Sergeant wissen.

„Ja; aber kaum mehr lange!“

„Dann ins Schiff; der Befehl heißt: Nach Amerika, nicht nach Marwangen!“

Die Barbara Grumbacher war nicht die einzige, die getragen wurde, die Soldaten schleppten noch drei andere ins Schiff, und weiter ging's, den Strom hinab.

Marburg, Olten, Marau tauchten auf und schwanden; am Abend erschienen die Türme von Brugg, und hier gab es den zweiten Halt.

Wieder sperrte man die Gefangenen in ein Verließ und fuhr am andern Morgen früh mit ihnen weiter.

„Gestern zappelte sie noch“, grinste der lange Schlich, „heute ist sie stiller“, und damit schob er die Todtranke und Bewußtlose zwischen die andern Frauen, die ihr nicht helfen konnten.

Fortsetzung folgt.

Ersti Blüemli

Am ne gschüßte, hilbe Plägli
Untrem Stachelbeerstruch
Ha-n-i trotz dr Winterschelti
Gspühret e fhne Früehligshunch.

Ha vernoh es lyfes Klinge
Wo het tönt schüüch us em Schnee;
Bi däm Lüte still nachgange,
Ha di erschte Blüemli gseh.

— — U so isch's im Möntscheläbe:

Nach der größte Wintersnacht
Isch für die, wo möge gwarde,
Gäng no eis der Läng erwacht.

E. M. Tanner-Meschlimann